

JASMINE WARGA

Mein  
Herz  
und  
andere  
schwarze  
Löcher



XXL-Leseprobe aus:

**Jasmine Warga**

**Mein Herz und andere schwarze Löcher**

Aus dem Amerikanischen von Adelheid Zöfel

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Jasmine Warga

Mein Herz und andere  
Schwarze Löcher

*Aus dem Amerikanischen*  
von Adelheid Zöfel

Dienstag, 12. März

*noch 26 Tage*

Musik hat kinetische Energie. Vor allem klassische Musik und da ganz besonders Mozarts Requiem. Wenn man genau aufpasst, hört man, wie die Geigenbögen über die Saiten vibrieren und die Töne aufleuchten lassen, sie in Bewegung setzen. Und wenn die Töne dann in der Luft sind, prallen sie gegeneinander, funkeln, explodieren.

Ich verbringe sehr viel Zeit damit, mir zu überlegen, wie es sich anfühlt, zu sterben. Wie es klingt. Werde ich explodieren wie diese Töne, werde ich einen letzten Schmerzensschrei ausstoßen, um dann für immer zu verstummen? Oder verwandle ich mich in ein schattenhaftes Rauschen, kaum wahrnehmbar, aber trotzdem immer präsent, wenn man nur genauinhört?

Würde ich nicht sowieso schon dauernd an den Tod

denken, dann brächte mich unter Garantie mein Job im Telefonpool von TMC dazu. TMC steht für Tucker's Marketing Concepts. Die Firma hat Glück, sie braucht sich meinetwegen keine Vorwürfe zu machen, weil mein Zustand ja schon vorher existiert hat.

TMC ist ein Telefonmarketing-Betrieb im Untergeschoss eines etwas versifften Einkaufszentrums, und ich bin die einzige Mitarbeiterin, die den Untergang Roms nicht miterlebt hat. Graue Plastikttische, vermutlich eine Großbestellung von Costco, stehen aufgereiht hintereinander. Jeder Angestellte hat ein Telefon und einen Computer. Der Raum riecht nach Schimmelpilz, vermischt mit dem Duft von zu lange warm gehaltenem Kaffee.

Zur Zeit führen wir eine Umfrage für Paradise Vacations durch. Die wollen wissen, was den Leuten im Urlaub wichtiger ist – die Qualität von Essen und Trinken oder die Qualität der Hotelzimmer. Ich wähle die nächste Nummer auf meiner Liste: Mrs Elena George, wohnhaft in der Mulberry Street.

»Hallo?«, meldet sich eine heisere Stimme.

»Guten Tag, Mrs George. Mein Name ist Aysel, und ich rufe von Tucker's Marketing Concepts an. Es geht um Paradise Vacations. Haben Sie einen Moment Zeit, um ein paar Fragen zu beantworten?« Leider habe ich nicht den einschmeichelnden Singsang drauf wie die

meisten meiner Kollegen. Man kann auch sonst nicht behaupten, dass ich hier die Star-Angestellte bin.

»Ich hab doch schon tausendmal gesagt, dass Sie meine Nummer nicht anrufen sollen!«, schimpft Mrs George und legt auf.

*Sie können weglafen, Mrs George, aber verstecken können Sie sich nicht.* Ich schreibe in meine Anrufliste, dass diese Dame kein Interesse hat. Offenbar träumt sie nicht von zwei Wochen Urlaub auf Hawaii. Tja, Pech gehabt, Paradise Vacations.

Mehr als einen Anruf am Stück schaffe ich nicht, danach muss ich eine Pause machen. Also widme ich mich erst mal wieder meinem Computer. Das einzig Gute an meinem Job ist, dass ich jederzeit ins Internet kann. Ich klicke auf den Browser und gehe zu Smooth Passages, meiner Lieblingsseite im Moment.

»Aysel!« Das ist Mr Palmer, mein Supervisor, der mich gleich zurechtweisen wird. Wie immer spricht er meinen Namen falsch aus. Man sagt Ah-sell, mit der Betonung auf der zweiten Silbe, nicht Ai-seel, aber ihm ist das völlig egal. »Wie oft muss ich dir noch sagen, dass du nicht auf dem Computer herumspielen sollst?« Er deutet auf meine Anruferliste. »Du hast noch einige Nummern abzuarbeiten.«

Mr Palmer könnte sein ganzes Leben verändern, wenn er nur einmal, ein einziges Mal, zu einem anderen

Friseur ginge. Zur Zeit hat er einen Topfschnitt, wie die dünnen Jungen aus der sechsten Klasse. Ich würde ihm gern sagen, dass er mit einem Bürstenhaarschnitt sein kantiges Kinn besser zur Geltung brächte, aber vermutlich ist er glücklich mit Mrs Palmer und hat keinen Grund, sich neu zu erfinden. Nein, keine Midlife-Crisis bei Mr Palmer.

Ich gebe es nur ungern zu, aber ich bin ein bisschen neidisch auf Mr Palmer. Immerhin könnte er sein Problem ausräumen, wenn er nur wollte. Ein paar mal Schnipschnapp mit der Schere, und schon wäre er ein neuer Mensch. Aber bei mir gibt es nichts, was alles in Ordnung bringen würde.

»Stimmt etwas nicht?«, fragt Mr Palmer, als er merkt, dass ich ihn anlotze.

»Sie haben schöne Haare.« Ich drehe mich mit meinem Stuhl. Eigentlich habe ich vorhin geschwindelt. Mein Job hat nämlich zwei gute Seiten: erstens den uneingeschränkten Zugang zum Internet – und außerdem habe ich noch einen Drehstuhl.

»Wie bitte?«, knurrt er.

»Sie haben schöne Haare«, wiederhole ich. »Haben Sie schon mal überlegt, eine andere Frisur auszuprobieren?«

»Dir ist doch klar, dass ich ein Risiko eingegangen bin, als ich dich eingestellt habe.« Er fuchtelt mir mit

dem gekrümmten Zeigefinger vor dem Gesicht herum. »Alle Leute hier haben mich gewarnt, dass man sich mit dir nur Probleme einhandelt. Wegen deines ...« Er redet nicht weiter und schaut weg.

*Wegen deines Vaters*, vollende ich stumm den Satz. Ich habe den säuerlich metallischen Geschmack im Mund, den ich von unzähligen Demütigungen dieser Art kenne. Mein Leben kann in zwei klare Abschnitte unterteilt werden: die Zeit, bevor mein Vater in den Abendnachrichten auftauchte, und die Zeit danach. Kurz versuche ich mir vorzustellen, wie dieses Gespräch verlaufen würde, wenn mein Vater nicht mein Vater wäre. Mr Palmer würde garantiert nicht mit mir reden, als wäre ich ein streunender Straßenköter, der seine Mülltonne durchstößt. Er wäre viel höflicher, aber kein Mensch macht sich noch die Mühe, zu mir höflich zu sein. Doch dann schießt mir ein Gedanke in den Kopf, den ich sofort wieder loswerden will: *Du würdest dich auch nicht anders fühlen, innerlich.*

Ich presse das Kinn nach unten und versuche, diesen Satz irgendwie abzuschütteln. »Entschuldigen Sie bitte, Mr Palmer. Ich mache weiter.«

Mr Palmer sagt nichts mehr. Er schaut hinüber zu den drei gigantischen, glänzenden Bannern, die seit kurzem an der hinteren Bürowand hängen. Auf allen dreien ist Brian Jackson zu sehen, in verschiedenen Posen – die



Arme vor der Brust verschränkt, die Arme siegesbewusst hochgerissen, die Arme seitlich angewinkelt, mitten im Lauf. Dank Photoshop hat er perfekte Haut, aber seine aschblonden Haare und die strahlend blauen Augen mussten nicht korrigiert werden. Und weil ich ihm schon öfter in der Schule auf dem Gang begegnet bin, weiß ich, dass seine Wadenmuskeln tatsächlich so enorm sind. Unten auf jedem der Banner steht in roter Blockschrift: *Aufgewachsen in Langston, Kentucky, unterwegs nach Olympia.*

Der erste Junge aus Langston, der sich fast für die Olympischen Spiele qualifiziert hat, wird auf den Bannern nicht erwähnt. Das ist auch gar nicht nötig. Ich weiß, dass Mr Palmer an ihn denkt, so wie er die Plakate anschaut. Eigentlich fällt jedem, der Brian Jacksons schweißnasse Stirn und seine muskulösen Beine betrachtet, Timothy Jackson ein. Brians älterer Bruder. Und alle, die diese Banner sehen und danach mich anschauen, denken garantiert an Timothy Jackson.

Schließlich nimmt Mr Palmer den Blick von Brian und wendet sich wieder mir zu. Er kann mir aber nicht in die Augen schauen, sondern blickt über mich weg und räuspert sich. »Weißt du was, Aysel? Vielleicht ist es am besten, wenn du morgen gar nicht zur Arbeit kommst. Mach doch einfach einen Tag frei.«

Ich presse meine Ellbogen auf den Tisch und wünsche

mir sehnlichst, ich könnte mit dem grauen Plastik verschmelzen, mit dieser gefühllosen Mischung synthetischer Polymere. Ich spüre, wie meine Haut unter dem Gewicht meines Körpers wund gescheuert wird, und summe im Kopf ein Motiv aus Bachs Toccata und Fuge in d-Moll. Mein Gehirn wird von dunklen, gewaltigen Orgeltönen erfüllt, und ich stelle mir vor, wie sich die Tasten des Instruments zu einer Leiter zusammensetzen, die zu einem leeren, friedlichen Ort führt. Weit weg von TMC, von Mr Palmer, von allem.

Mr Palmer deutet mein Schweigen irrtümlicherweise als Verwirrung, statt als ein Zeichen absoluter Erstarrung. Er streckt die Hände vor sich aus und ringt sie, als würde er sie gerade waschen. Diesen Impuls rufe ich oft bei Leuten hervor – es überkommt sie das Bedürfnis, sich die Hände zu waschen. »Du weißt ja sicher, dass wir morgen für die Stadtverwaltung von Langston Leute anrufen, um für die Veranstaltung zu Ehren von Brian Jackson am Samstag möglichst viele Teilnehmer zusammenzukriegen.« Mr Palmers Stimme zittert ein bisschen, und er wirft einen raschen Blick auf die Banner, als könnten Brian Jacksons athletische Haltung und sein konzentrierter Gesichtsausdruck ihm helfen, den Mut zum Weiterreden zu finden.

Brians Zauberkraft wirkt anscheinend. Jedenfalls findet Mr Palmer seine Stimme wieder. »Brian kommt

übers Wochenende vom Trainingslager nach Hause, und die Stadtverwaltung möchte, dass alle Einwohner ihn herzlich begrüßen. Ich weiß, du würdest gern dabei helfen, aber ich befürchte, dass manche unserer Kunden es nicht so positiv finden, wenn du sie zu der Veranstaltung einlädst, wegen – na ja, wegen deines Vaters – und ...» Seine Stimme wird immer leiser, er redet zwar weiter, stolpert aber über seine eigenen Worte. Ich kann nicht mehr verstehen, was er murmelt. Es ist eine Mischung aus Entschuldigung, Erklärung und Anklage.

Ich muss mich zusammenreißen, um nicht laut loszulachen. Statt darüber nachzudenken, wie absurd es ist, dass ich offenbar nicht attraktiv genug bin, um als Telefonverkäuferin zu arbeiten, konzentriere ich mich lieber auf Mr Palmers Wortwahl. Er redet von »Kunden«, aber ich glaube nicht, dass die Menschen, die wir Tag für Tag belästigen, sich selbst als solche betrachten. Eher sehen sie sich als Opfer. Und meinem Vater habe ich es zu verdanken, dass durch mich alle noch mehr das Gefühl bekommen, sie könnten potentielle Opfer sein.

Verlegen und mit hochrotem Kopf entfernt sich Mr Palmer von meinem Schreibtisch und wandert durch die Reihen. Zu Marie sagt er, sie soll aufhören, Kaugummi zu kauen, und Tony fordert er auf, doch bitte das Fett von seinem Hamburger nicht auf der ganzen Tastatur zu verteilen.

Als mein Vorgesetzter sich in sicherer Entfernung von meinem Schreibtisch befindet, mache ich Smooth Passages wieder auf. Vereinfacht ausgedrückt ist das eine Internetseite für Menschen, die sterben wollen. Solche Seiten gibt es massenhaft. Manche sind künstlerisch durchgestylt, andere sind eher nischenmäßig und richten sich an Leute, die eine spezifische Methode im Sinn haben, zum Beispiel Ersticken, oder sie richten sich an genau umrissene Zielgruppen, etwa an depressive verletzte Sportler oder so was. Ich habe noch keine Seite gefunden, die direkt für unerwünschte Töchter psychotischer Schwerverbrecher gedacht ist, deshalb ist Smooth Passages für mich im Moment noch die passende Adresse.

Die Seite ist ohne Schnörkel, kein aufgemotztes oder kitschiges HTML-Zeug. Schwarz-weiß. Stilvoll, elegant. Das heißt, sofern eine Website zum Thema Selbstmord stilvoll und elegant sein kann. Es gibt verschiedene Message Boards und Foren. Um die geht es mir hauptsächlich. In letzter Zeit treibe ich mich vor allem in der Rubrik mit der Überschrift *Selbstmordpartner* herum.

Das Problem bei Selbstmord ist – was die meisten Leute nicht kapieren –, dass es gar nicht so leicht ist, die Sache durchzuziehen. Ich weiß, ich weiß – die Leute jammern immer rum und sagen, Selbstmord sei ein

Ausweg für Feiglinge. Stimmt wahrscheinlich. Klar – ich gebe auf, ich kapituliere. Ich laufe weg vor dem schwarzen Loch, das meine Zukunft ist, weil ich verhindern muss, dass ich mich zu dem fürchterlichen Menschen entwickle, der ich auf keinen Fall werden will. Aber nur weil es feige ist, muss es noch lange nicht einfach sein.

Die Sache ist die: Ich befürchte, mein Selbsterhaltungstrieb könnte sich als zu stark herausstellen. Im Grunde sind mein depressiver Kopf und mein sehr lebendiger Körper ständig im Konflikt. Womöglich gewinnt mein Körper in letzter Sekunde die Oberhand, aus irgendeinem blöden Impuls heraus, und dann habe ich es am Schluss nur zur Hälfte geschafft.

Vor nichts habe ich mehr Angst als vor einem gescheiterten Versuch. Ich will nicht im Rollstuhl landen, nur noch Brei essen und rund um die Uhr von einer flotten Krankenschwester gepflegt werden, die sich nur für die kitschigen Reality Shows im Fernsehen interessiert.

Deshalb schaue ich jetzt immer mal wieder bei den Selbstmordpartnern vorbei. Ich glaube, das funktioniert so: Man findet jemanden, der einigermaßen in der Nähe wohnt, und dann plant man mit ihm gemeinsam den letzten Schritt. Es ist so was wie Selbstmord mit Gruppenzwang, und soweit ich es mitkriege, ist die Methode verdammt effizient. Da bin ich dabei.

Ich überfliege ein paar Postings. Niemand passt so richtig zu mir. Entweder sind die Leute zu weit weg (warum wollen sich ausgerechnet in Kalifornien so viele das Gehirn rauspusten? Es heißt doch immer, man ist so superglücklich, wenn man am Pazifik in der Sonne lebt!), oder sie sind in der falschen Altersgruppe (ich habe echt keine Lust, mich mit Erwachsenen abzugeben, die irgendwelche Eheprobleme haben – und gestresste Helikoptermamas sind auch nichts für mich).

Ich habe schon überlegt, ob ich selbst etwas posten soll, aber ich weiß nicht recht, was. Außerdem gibt es nichts Schlimmeres, als wenn man sich aufrafft und einen Partner sucht – und dann wird man abgewiesen. Ich werfe einen raschen Blick über die Schulter. Mr Palmer ist mehrere Reihen von mir entfernt. Er massiert gerade Tina Bart die Schultern. Permanent massiert er Tina Bart die Schultern! Vielleicht ist er mit Mrs Palmer doch nicht so glücklich, wie ich dachte.

Er merkt, dass ich ihn beobachte, und schüttelt den Kopf. Ich schenke ihm mein süßestes Grimassenginsen, greife zum Telefon und wähle die nächste Nummer auf meiner Liste: Samuel Porter, wohnhaft in der Galveston Lane.

Während ich dem vertrauten Klingeln lausche, piept plötzlich mein Computer. Mist! Ich vergesse immer, den Ton leise zu stellen.

Laura, die mittelalte Frau, die neben mir arbeitet und sich die Lippen viel zu grell schminkt für ihre gelbliche Haut, schaut mit gerunzelter Stirn zu mir herüber.

Ich zucke die Achseln. »Bestimmt ein Update«, sage ich lautlos.

Sie verdreht die Augen. Ich vermute fast, Laura ist ein menschlicher Bullshit-Detektor.

Mr Samuel Porter geht nicht ans Telefon. Vielleicht mag er keine Piña coladas.

Ich lege auf und klicke wieder Smooth Passages an. Offenbar hat der Computer gepiept, weil im Selbstmordpartner-Forum jemand eine neue Nachricht gepostet hat. Sie heißt *Siebter April*. Ich öffne sie.

Ich muss zugeben, bisher fand ich das hier immer ziemlich blöd. Für mich besteht der Sinn und Zweck von Selbstmord darin, dass ich endlich und bis in alle Ewigkeit allein sein kann. Deshalb habe ich nie verstanden, weshalb ich es mit einem Partner machen soll. Aber das hat sich geändert. Ich habe Angst, dass ich in letzter Minute kneife oder so. Es gibt noch andere Gründe, aber auf die will ich hier nicht eingehen.

Ich habe nur ein paar Bedingungen. Erstens will ich mich nicht mit jemandem zusammentun,

der Kinder hat. Das ist mir zu krass. Zweitens sollte mein Partner nicht mehr als eine Stunde von mir entfernt wohnen. Das könnte schwierig sein, weil ich nämlich mitten im Nichts wohne, aber vorläufig halte ich an dieser Bedingung fest. Und drittens steht das Datum fest: der siebte April. Der Termin ist nicht verhandelbar. Schreib mir, wenn du mehr Informationen willst.

FrozenRobot

Ich checke FrozenRobots Profil und versuche, den Benutzernamen nicht allzu doof zu finden. Aber echt – FrozenRobot? Geht gar nicht. Mir ist klar, dass jeder hier ein bisschen – okay, mehr als ein bisschen – durchgedreht ist, aber trotzdem. Ein gewisses Maß an Würde wäre schon gut.

FrozenRobot ist allem Anschein nach ein männliches Wesen. Er ist siebzehn, also nur ein Jahr älter als ich. Passt. Ach ja, und er ist aus Willis, Kentucky – das ist nur eine Viertelstunde von hier.

Ich spüre eine Art Schock in den Knochen und erinnere mich vage daran, dass es sich ungefähr so anfühlt, wenn man etwas spannend oder aufregend findet. FrozenRobot hat genau den richtigen Moment erwischt. Könnte sein, dass ich zum ersten Mal im Leben Glück



habe. Das ist sicher ein Zeichen aus dem Kosmos – wenn du nur ein einziges Mal im Leben Glück hast und das ausgerechnet bei der Planung deines Selbstmords, dann ist es wirklich an der Zeit, dich zu verabschieden.

Ich lese die Nachricht noch einmal. Siebter April. Passt auch. Heute ist der zwölfte März. Ich halte höchstens noch einen Monat oder so durch. Obwohl sich in letzter Zeit jeder Tag anfühlt wie eine halbe Ewigkeit.

»Aysel.« Wieder Mr Palmer.

»Ja, bitte?«, erwidere ich, ohne ihn richtig zu beachten.

Er stellt sich hinter mich, so dass er auf meinen Computerbildschirm sehen kann. Ich versuche, das Fenster verschwinden zu lassen. »Hör zu – es ist mir egal, was du in deiner Freizeit anstellst, aber bring es bitte nicht mit zur Arbeit. Kapiert?« Seine Stimme hängt ein bisschen durch, wie ein altes Sofa. Er täte mir ja leid, wenn ich nicht mein ganzes Mitgefühl für mich selbst bräuchte.

Ich kann es natürlich nicht wissen, aber ich gehe mal davon aus, dass Mr Palmer keine Ahnung von Smooth Passages hat und annimmt, ich bin auf einer Heavy-Metal-Fanseite oder so. Er kann ja auch nicht wissen, dass ich am liebsten Kammermusik höre. Haben ihm seine Eltern nicht beigebracht, dass man Leute nicht in Schubladen stecken soll? Nur weil ich sechzehn bin und wilde Locken habe, die schwer zu bändigen sind, und je-

den Tag ein dunkel gestreiftes T-Shirt trage, heißt das noch lange nicht, dass ich mich nicht für ein schmelzendes Geigen Solo oder ein klassisches Klavierkonzert begeistern kann.

Als Mr Palmer wieder weg ist, höre ich, dass Laura vor sich hin knurrt.

»Was ist?«, frage ich sie.

»Hast du zu Hause kein Internet?« Sie mustert mich grimmig und trinkt einen Schluck von unserem Gratis-Kaffee. Am Plastikbecher sind Spuren ihres scheußlichen Himbeerlippenstifts zu sehen.

»Hast du zu Hause keine Kaffeemaschine?«

Sie zuckt die Achseln, und ich halte unser Gespräch für beendet. Aber da sagt sie: »Die Arbeit ist nicht der richtige Ort, um sich ein Date zu suchen. Erledige das gefälligst in deiner Freizeit. Sonst bringst du uns noch alle in Schwierigkeiten.«

»Okay.«

Stur starre ich auf meine Tastatur. Ich kann Laura ja unmöglich erklären, dass ich kein Date suche. Oder jedenfalls nicht die Art von Date, an die sie denkt.

Mir fällt auf, dass zwischen den Tasten F und G winzige Goldfischcracker-Krümel stecken. Und in dem Moment fasse ich einen Entschluss. Ich werde Frozen-Robot antworten.

Wir haben ein Date: am siebten April.

Mittwoch, 13. März

noch 25 Tage

Das einzig Gute daran, dass Georgia als Cheerleader bei dem Basketballspiel auftritt, ist, dass ich das Haus für mich habe. Denn das bedeutet: Ich kann an den Computer. Normalerweise geht das nicht. Oder jedenfalls nicht ohne lästige Kontrolle. Bei uns gibt es nur einen Computer, und der stammt aus der Steinzeit. Er läuft langsamer als ein Hund mit drei Beinen, und die Tastatur ist total klebrig von der vielen Kinderbowle, die Mike daraufgekippt hat.

Auch wenn Mom glaubt, Steve sei der Mann ihrer Träume – wohlhabend, erfolgreich, ein ehrlicher Geschäftsmann –, sollte man die Wahrheit nicht verschweigen: Steve arbeitet bei der Sparkle-Zahncreme-fabrik am Fließband. Sparkle, Hersteller von zweitklassiger Zahnpasta und von Mundwasser, sorgt dafür, dass

die wirtschaftlichen Verhältnisse in Langston stabil bleiben. Klar, Steves Arbeit am Fließband bedeutet ehrlich verdientes Geld, und er hat es bis jetzt immerhin geschafft, nicht im Gefängnis zu landen, im Gegensatz zu meinem Vater. Aber das heißt trotzdem nicht, dass er genug Kohle hat, um jedem in der Familie einen eigenen Laptop zu kaufen, also bleibt uns nur dieser alte Klapperkasten.

Heute Abend gehört der alte Kasten wenigstens mir allein. Ich logge mich bei Smooth Passages ein. Es dauert etwa zehn Minuten, bis die Homepage geladen ist. Steve hat auch keine Lust, für einen Highspeed-Internetzugang zu blechen. Als ich endlich angemeldet bin, sehe ich, dass ich eine Nachricht von FrozenRobot habe:

Wenn du es wirklich ernst meinst, sollten wir einen Zeitpunkt und einen Ort vereinbaren. Aber du musst es ernst meinen. Ich will keine Niete ziehen. Keinen Feigling, der kneift.

Roman

Ich kann es nicht fassen, dass jemand mit dem Benutzernamen FrozenRobot mir unterstellt, ich könnte eine Niete sein und kneifen. Und anscheinend heißt er im wirklichen Leben Roman. Ich bin mir nicht sicher, ob ich das so viel besser finde als FrozenRobot.

Ich antworte:

Ich bin so todernst wie ein Herzinfarkt. Aber mal ehrlich: Ich bin keine Niete. Wie gesagt, ich wohne in Langston. Wo wollen wir uns treffen?

Ich bleibe noch eine Weile auf der Seite. Offensichtlich haben ElmoRains und TBaker14155 den Sprung gewagt. Keine Ahnung, wo SovietSummer231 die Information her hat. Aber FrozenRobot und ich werden hoffentlich ebenso erfolgreich sein. Mir wird kalt, und ich schlucke den Kloß in meiner Kehle hinunter. Mein Gott, das Ganze ist so absurd. Ich starre hinauf zur Wohnzimmerdecke und frage mich, ob ich den Mumm hätte, mich aufzuhängen. Wenn ich mich trauen würde, könnte ich mir den ganzen Smooth-Passages-Kram sparen.

Der alte Kasten gibt ein Geräusch von sich, das an eine Türklingel erinnert. Ich beuge mich hektisch vor und sehe, dass FrozenRobot schon geantwortet hat. Anscheinend ist er auch nicht bei den Play-offs. Ich öffne die Nachricht:

Wie wär's morgen Abend, so um halb sechs? Wir können uns an dem Rootbeer-Stand an der Route 136 treffen. Weißt du, wo der ist? Müsste

ganz in deiner Nähe sein. Ich habe eine rote Kappe auf, damit du mich erkennst.

Roman

Ich bin ein bisschen verduzt, dass FrozenRobot alias Roman mich an einem öffentlichen Ort treffen möchte. Was hoffentlich bedeutet, dass er kein Serienkiller oder Vergewaltiger oder so was ist. Andererseits wäre ein Serienkiller vielleicht gar nicht so übel. Dann hätte ich es schnell hinter mir. Es sei denn, er ist ein Folter-Fan. Das wäre nicht so angenehm. Ich will keinen langsamen Tod. Ich möchte, dass es schnell geht. Da bin ich der totale Feigling.

Ich teile ihm mit, dass ich einverstanden bin. Morgen so um halb sechs am Rootbeer-Stand. Um fünf bin ich mit der Arbeit fertig, also werde ich einfach meiner Mutter etwas vorlügen und behaupten, ich müsste länger bleiben. Das ist kein Problem. So besonders begeistert bin ich nicht von dem Treffpunkt, aber ich will nicht gleich am Anfang zickig sein. Der Rootbeer-Stand ist sehr beliebt bei Leuten, mit denen meine Schwester rumhängt. Nach den Football- oder Basketballspielen gibt's da immer ein großes Gedränge. Cheerleader teilen sich einen großen Eisbecher, und die Basketballspieler stopfen sich Käse-Pommes mit Chili in den Mund. Kotz.

Ich brauche also nicht zu betonen, dass es nicht gerade meine Szene ist. Was nicht heißt, dass es so was wie meine Szene überhaupt gibt.

Ich mache den Computer aus, gehe wieder nach oben und hole das Physikbuch aus meinem Rucksack. Es ist wirklich komisch, dass ich immer mehr lernen will, je näher ich dem Tod komme. Ich glaube, ich will nicht als totale Dumpfbacke sterben. Ich nehme mein Heft und schreibe die Aufgaben am Ende des Kapitels ab, die Mr Scott uns aufgegeben hat.

Wir beginnen unsere Unterrichtseinheit über Energieerhaltung. Laut Mr Scott wird Energie weder erzeugt noch vernichtet – sie kann nur übertragen werden. Potentielle Energie kann sich in kinetische Energie verwandeln und dann wieder zurück in potentielle Energie, aber vollständig verschwinden kann sie nicht. Das leuchtet mir nicht so ganz ein. Ich lese die erste praktische Aufgabe noch einmal durch: *Ein Fallschirmspringer hat eine Masse von 65 Kilo und befindet sich in einem Flugzeug, das 600 Meter über dem Boden ist. Was ist die potentielle Energie des Springers, ehe er aus dem Flugzeug springt?*

Der Stift zittert in meiner Hand, und ich muss gegen den Impuls ankämpfen, auf dem Radiergummi herumzukauen. Das liegt aber nicht an der Aufgabe. Ich weiß ja, welche Formel ich anwenden muss, und mein Taschenrechner erledigt die eigentliche Rechnung. Das

Problem, das ich nicht lösen kann, ist: Was wird aus der ganzen Energie, nachdem wir weg sind, wenn sie nicht vernichtet werden kann? Bei dem Gedanken verknotet sich mein Magen.

Ich entwickle meine eigene Aufgabenstellung: *Aysel Seran, 16 Jahre alt, hängt an der Decke, 2,5 Meter über dem Boden. Sie wiegt 51 Kilo. Wie viel potentielle Energie hat sie? Was geschieht mit der ganzen Energie, wenn Aysel stirbt? In was verwandelt sich diese Energie?*

Besitzt ein toter Körper immer noch potentielle Energie, oder wird diese in etwas anderes verwandelt? Kann potentielle Energie sich in Nichts auflösen?

Auf die Frage habe ich keine Antwort. Aber genau diese Frage ist es, die mich verfolgt.



Donnerstag, 14. März

*noch 24 Tage*

Ich besitze kein eigenes Auto, aber ich habe ein Auto zur Verfügung, um zur Arbeit und zurück zu fahren. Der alte Ford Taurus riecht nach vergammeltem Fastfood und hat zerrissene Sitze, aber der Motor rattert noch munter, und das reicht mir. Steve hat den Wagen vor ein paar Jahren einem seiner Kumpel abgekauft. Wenn Georgia sechzehn wird, gehört das Auto auch ihr. Das Gute ist, dass ich dann nicht mehr da sein werde und es demzufolge auch nicht mit ihr teilen muss.

Als ich aus dem TMC-Parkplatz herausfahre, biege ich nach links ab, Richtung Route 136. Die Straße ist holprig. Jede Menge Schlaglöcher. Keiner hier will Steuern zahlen, damit sie ausgebessert werden können. Eigentlich traurig, denn es ist eine schöne Strecke, am Fluss entlang. Wobei man auf den Ohio River auch nicht

gerade stolz sein kann. Das Wasser ist trübe und verschmutzt und hat eine schlimme Geschichte, aber egal wie scheußlich ein Fluss aussieht, er hat trotzdem etwas Magisches, weil das Wasser fließt. Flüsse stecken nie fest.

Als die Sache mit meinem Vater passiert ist, habe ich mir oft ausgemalt, wie es wäre, den Ohio River hinabzutreiben. Ich wollte mir ein Floß bauen und mich ohne festes Ziel flussabwärts tragen lassen, dahin, wo der Ohio in den Mississippi mündet. Dort würde mich eine nette Familie aufnehmen – meistens sah ich ein kinderloses Paar vor mir, das übergücklich wäre über eine Tochter. Sie hätten keine Ahnung, wer mein Vater ist und was er getan hat. Sie würden mich lieben, einfach so, und sie würden dafür sorgen, dass die Schuldgefühle verschwinden.

Ich habe dieses Floß nie gebaut. Und inzwischen weiß ich, dass niemand dafür sorgen kann, dass die Schuldgefühle verschwinden.

Während ich die Route 136 entlangfahre, denke ich darüber nach, dass diese Straße Langston mit Willis verbindet. Dass sie mich mit FrozenRobot verbindet. Wer immer er sein mag. Man kann nicht genau sagen, wo Langston aufhört und Willis anfängt – das Einzige, was die beiden Ortschaften trennt, ist dieses Stück alte Straße. Auf der einen Seite ist der Fluss, auf der anderen

wächst Süßgras. Langston und Willis sind zwei kleine, unbedeutende Käffer, mit schiefen, alten Häusern, vermoderten Holzbänken und rostigen Bürgerkriegs-Denkmalern. Beide haben eine Tankstelle, und es war ein großes Ding, als Langston letztes Jahr einen Wal-Mart bekam. Sie werben beide damit, dass sie einen historischen Zauber besitzen, und versuchen, Touristen dazu zu verlocken, anzuhalten und in dem alten Diner in der Main Street eine Cola zu trinken oder sich neben dem riesigen Bronze-Brunnen zu fotografieren, der sich direkt vor dem Gericht befindet. Aber niemand kommt je absichtlich hierher. Langston und Willis sind Ortschaften, durch die man durchfährt, keine Reiseziele.

Als der Rootbeer-Stand in Sichtweite kommt, fällt mir gleich auf, dass viel Betrieb ist. Langston High hatte heute Abend kein Spiel, aber vielleicht Willis. Ich parke meinen Wagen auf dem gekiesten Parkplatz und bleibe noch eine Weile sitzen, atme ein paarmal tief durch und zupfe am Kragen meines gestreiften T-Shirts. Mein Herz hämmert gegen die Rippen – eine Reaktion, die eher zu einem normalen ersten Date passt. Nicht, dass ich je eine ernsthafte Verabredung hatte, es sei denn, man lässt die in der fünften Klasse gelten, bei der mein Gegenüber im Einkaufszentrum viel zu viele Cheetos futterte und dann deren orangerote Gewürzschicht überall auf meiner nagelneuen Bluse verteilte.

Aber ich habe keinen Grund, nervös zu sein. Der Typ ist doch genauso ein Versager wie ich. Wir brauchen einander. Verstohlen werfe ich einen prüfenden Blick in den Rückspiegel. Ich komme mir blöd vor, dass es mir auch nur andeutungsweise wichtig ist, wie ich aussehe. Schließlich will ich ja nicht für die Rolle der Frozen-Robot-Freundin vorsprechen.

Als jemand an mein Fenster klopft, zucke ich zusammen und schnelle nach vorn, so dass meine Brust gegen das Lenkrad drückt.

Ich sehe einen Jungen, der etwa so alt ist wie ich und mich anstarrt.

Er klopft noch einmal an die Scheibe.

Ich kurble das Fenster herunter.

»ALSo109?«

Das ist mein Name bei Smooth Passages. Ich müsste jetzt etwas sagen, aber mein Mund ist so trocken, als wäre er voller Watte. Ich starre den Jungen nur an.

Er hüstelt und senkt den Blick. »Sorry, ich glaube, ich habe mich geirrt.«

»Nein, nein«, stammle ich piepsig. »Ich bin Aysel.«

Er runzelt die Augenbrauen, so dass mitten auf der Stirn ein zerknautschter Stern aus Falten entsteht. Dann nimmt er die rote Baseballkappe ab und hält sie an die Seite.

»ALSo109«, füge ich erklärend hinzu.

Jetzt verziehen sich seine Lippen zu einem Halbmondlächeln. Ich glaube, ich habe seit drei Jahren nicht mehr gelächelt. FrozenRobot sollte seine Entscheidung noch mal überdenken. Vielleicht ist er gar nicht so depressiv, wie er glaubt.

»Willst du dich schon gleich als Niete outen und einen Rückzieher machen?«, fragt er und späht in mein Auto. Ob er die ganzen Fastfood-Verpackungen auf dem Boden sieht?

*Wie kommst du denn auf die Idee?*, denke ich und klammere mich am Lenkrad fest. Ich bin tatsächlich kurz davor, das Gaspedal durchzutreten und abzuhaufen. Auf das hier war ich echt nicht gefasst.

Der Junge hier sieht überhaupt nicht so aus, wie ich ihn mir vorgestellt habe. Überhaupt. Nicht. Kein mickriger, pickeliger Junge, bei dem man denkt, er hat noch nie in seinem Leben die Sonne gesehen. Nein. FrozenRobot wirkt nicht erfroren. Er ist groß, Typ Basketballspieler, mit strubbeligen kastanienbraunen Haaren und tiefliegenden Haselnussaugen. Klar, er ist dünn, aber nicht auf die ungelenke, schwächliche Art. Man könnte sagen, er ist schlaksig. Vielleicht sogar komisch schlaksig. Aber trotzdem – total anders, als ich erwartet habe.

»Hey«, sagt er und schüttelt den Kopf. »Hab ich dir nicht gesagt, ich will keine Niete? Irgendwie hab ich

gewusst, dass so was passiert. Vor allem, nachdem ich gesehen habe, dass du ein Mädchen bist.«

Ich ziehe den Zündschlüssel ab und steige aus. Um ein Haar erwische ich ihn mit der Tür. Uuups. »Was zum Teufel soll das heißen?«

»Na ja, du musst dir nur die Statistiken ansehen. Dann weißt du, Jungen tun es, und Mädchen reden nur darüber.«

Ich funkle ihn böse an. »Das ist doch sexistischer Quatsch. Und wenn du so ein harter Kerl bist, warum hast du dich dann überhaupt bei Smooth Passages angemeldet? Wozu brauchst du einen Partner?«

Er weicht ein bisschen zurück. »Mann, ich habe nicht gedacht, dass ...« Er redet nicht weiter, sondern legt wieder die Stirn in Falten, als würde er über das, was ich gerade gesagt habe, nachdenken. »Ich bin kein Sexist. Und schon gar kein harter Kerl.«

»Du redest aber so.«

»Wie ein harter Kerl?« Er schaut mich an und grinst. Seine haselnussbraunen Augen sind heller, als sie sein sollten. Irgendwas stimmt hier nicht.

»Nein, ein Sexist«, entgegne ich, ohne sein Lächeln zu erwidern.

»Hör zu«, sagt er mit leiser, sanfter Stimme. »Ich bin total damit einverstanden, dass du ein Mädchen bist. Ich habe nichts gegen Mädchen.«

»Du hast nichts gegen Mädchen?«, wiederhole ich so trocken wie möglich.

»Du weißt genau, was ich meine.«

»Ich glaube nicht.«

Gequält verzieht er das Gesicht und dreht die Kappe in den Händen. »Tut mir leid. Können wir noch mal von vorne anfangen?«

»Nein«, erwidere ich schnell. »Können wir nicht.«

Er wird noch ernster und scharrt mit den Füßen. Schon die ganze Zeit stand er ein bisschen vorgebeugt da, aber jetzt sackt er noch mehr in sich zusammen.

Ich beobachte ihn noch einen Moment, dann sage ich: »Ich bin bereit, mir anzuhören, was du zu sagen hast – wenn du eine gute Erklärung dafür hast, warum du einen Partner brauchst.«

Seufzend setzt er seine Kappe wieder auf. Er klappt den Schirm seitlich herunter, so dass sein Gesicht im Schatten liegt. »Ich dachte, wir könnten uns hier vielleicht an einen Tisch setzen und beim Essen alles besprechen.« Er verstummt und schaut mich an – ein bisschen zu lang für meinen Geschmack. Dann fügt er hinzu: »Es sei denn, du hast schon beschlossen, dass ich ein Blödarsch bin, und willst abhauen.«

Ich überlege einen Moment, dann schüttele ich den Kopf. »Nein, ich will nicht abhauen. Jedenfalls noch nicht. Außerdem will ich nicht weg, ohne vorher Käse-

Pommes gegessen zu haben.« Ich gehe schon mal in Richtung Stand. FrozenRobot läuft hinter mir her. Als er mich eingeholt hat, trotten wir schweigend zur Theke, um zu bestellen.

Der Rootbeer-Stand heißt offiziell Tony's, wenn ich richtig informiert bin, wird aber von allen nur Rootbeer-Stand genannt. Eigentlich ist er nur ein Wohnwagen. Man bestellt an einem Fenster, im Inneren wird das Essen zubereitet, und dann wird es einem gebracht. Es gibt eine Art Zirkuszelt, in dem mehrere Tische stehen, aber wenn viel los ist, findet man kaum einen Platz.

Ich bestelle zuerst. Käse-Pommes und einen Erdbeermilchshake. Ich nehme meine Plastiknummer, eine Sieben, und entdecke tatsächlich einen Sitzplatz an einem Tisch ganz hinten. Ich beobachte FrozenRobot beim Bestellen. Offensichtlich kennt er einige Leute hier, nickt ihnen zu und sagt Hi. Eigenartig. Wenn FrozenRobot so viele Freunde hat, warum will er sich dann umbringen?

Ich sollte wahrscheinlich anfangen, ihn Roman zu nennen. Aber das kommt mir zu persönlich vor. Es ist einfacher für mich, wenn ich seinen Usernamen benutze. Eigentlich wirkt er nicht wie jemand, der Selbstmord begehen will – es ist ihm eindeutig immer noch wichtig, wie er aussieht. Seine Haare sehen aus, als wäre er gerade beim Friseur gewesen, und er ist zwar lässig geklei-



det, Kapuzenjacke und Jogginghose, aber es sind ziemlich hippe Sportklamotten. Im Grunde erinnert mich Roman an die Typen, die mit Georgia ausgehen oder bei der großen Homecoming-Parade von einem der Wagen herunterwinken. Er macht nicht den Eindruck, als wollte er sich vor einen Sattelschlepper werfen.

In mir steigt eine leise Übelkeit hoch. Ist das alles vielleicht ein perverser Scherz, den meine Schwester sich ausgedacht hat? Idiotischer Gedanke – Georgia interessiert sich nicht genug für das, was ich mache, um ihre Energie darauf zu verschwenden, so was zu inszenieren. Jedenfalls kann ich mir das nicht vorstellen.

FrozenRobot kommt auf mich zu, aber zwei Typen halten ihn auf. Beide sind groß, wenn auch nicht ganz so groß wie er. Sie klopfen ihm auf die Schulter, er nickt, als würde er dem, was sie sagen, absolut zustimmen.

Ich sehe das alles und frage mich, ob ich mich umbringen würde, wenn ich so wäre wie er. Jemand, der Freunde hat. Jemand, dessen Existenz die Leute fröhlich macht. Aber tief in meinem Inneren weiß ich, dass all das nichts ändern würde. Jedenfalls nicht bei mir.

Ich habe oft so ein Spiel gespielt, bei dem ich mit mir selbst wette: Wann wäre alles gut? Vielleicht, wenn das Getuschel über Dad aufhören würde, vielleicht, wenn meine Mutter mich wieder anschauen würde wie eine normale Tochter, vielleicht wenn ich eine Garantie

dafür hätte, dass ich nicht werde wie mein Vater. Aber an diesem letzten Punkt scheitere ich immer.

Keine Chance, das zu garantieren. Zumal ich ganz sicher weiß, dass irgendetwas mit mir nicht stimmt. Etwas ist zerstört. Was die meisten Leute nicht verstehen: Depressionen haben nichts mit der Umgebung, den äußeren Umständen zu tun. Es geht nur um die Innenwelt. Etwas in mir stimmt nicht. Klar, es gibt Dinge in meinem Leben, die mir ein Gefühl von Einsamkeit vermitteln, aber durch nichts fühle ich mich so isoliert und verängstigt wie durch die Stimme in meinem eigenen Kopf. Die Stimme, die mir immer wieder versichert, dass ich aller Wahrscheinlichkeit nach so enden werde wie mein Vater.

Ich wette, wenn man mir den Bauch aufschneiden würde, dann käme die schwarze Qualle der Depression herausgekrochen. Schulpsychologen sagen immer: »Man muss nur positiv denken«, aber das ist unmöglich, wenn man etwas in sich hat, was jedes bisschen Glück sofort abwürgt, noch ehe man es richtig spüren kann. Mein Körper ist eine sehr effiziente Maschine zur Vernichtung schöner Gedanken.

An manchen Tagen, wenn es mir richtig mies geht, frage ich mich, ob mein Dad auch so eine schwarze Qualle in sich hat und ob er deswegen diese furchtbaren Dinge getan hat. Vielleicht ist die Trennungslinie zwi-

schen Selbstmord und Mord hauchdünn. Und genau solche Gedanken jagen mir Angst ein. Solche Gedanken wecken in mir Zweifel, ob ich überhaupt noch bis zum siebten April warten kann. Ich muss diese schwarze Qualle loswerden. Ich muss mich selbst loswerden.

»Hey«, sagt FrozenRobot und stellt sein Plastikschildchen mit der Acht neben mein Schildchen mit der Sieben. Siebenundachtzig. Ich wollte, das hätte irgendeine Bedeutung. In letzter Zeit suche ich in allem eine Bedeutung. Als würde ich darauf warten, dass das Universum mir zunickt und sagt: *Du kannst jetzt abtreten. Mach dich auf den Weg.*

Er schiebt die Nummern so hin, dass sie ordentlich nebeneinander stehen. Vielleicht sucht er auch nach einer Bedeutung. Aber es kann sich natürlich auch um eine Art Zwangsneurose handeln.

»Du bist ja sehr beliebt hier«, sage ich.

Er zuckt zusammen. »War ich früher mal.«

»Sieht aber so aus, als wärst du's heute noch.«

Die Bedienung bringt meine Fritten und meinen Milchshake. Sie lächelt FrozenRobot an, und ich schwöre, sie zwinkert ihm dabei sogar zu.

Als sie außer Hörweite ist, sehe ich, dass er rot geworden ist: »Siehst du? Beliebt.«

»Nicht ich.« Er reicht mir das Ketchup. »Der Jemand, der ich früher war.«

Ich lade ein paar Käsefritten auf meine Serviette und schiebe eine in den Mund. Klar, es ist ziemlich unhöflich, dass ich schon anfangs, bevor sein Essen da ist, aber ich glaube nicht, dass FrozenRobot sich seinen Selbstmordpartner nach Höflichkeitskriterien aussucht.

Gleich darauf kommt die Bedienung mit seiner Bestellung. Er hat einen Cheeseburger mit Pommes und einen Schokomilchshake bestellt, außerdem als Beilage Jalapeños. Bevor sie geht, lächelt die Bedienung wieder verführerisch, und Roman wird wieder rot.

Ich trinke einen Schluck von meinem Milchshake und ziehe eine Grimasse. Der Erdbeergeschmack ist viel säuerlicher, als ich erwartet habe, aber immerhin fühlt sich die Flüssigkeit angenehm kühl an im Hals.

»Bitte nicht!«, sagt er und wirft mir einen warnenden Blick zu, als die Bedienung außer Hörweite ist.

»Ich wollte nichts sagen.«

»Ich entspreche nicht deinen Erwartungen, stimmt's?« Er schiebt sich auch eine Fritte in den Mund. Es ist eine verkrampte Bewegung. Zu schnell. Er will eigentlich gar nicht essen. Ich kenne das, wenn man sich zwingen muss.

Ich antworte nicht, sondern stelle die Gegenfrage: »Entspreche ich deinen Erwartungen?«

Er mustert mich prüfend. »Ehrlich gesagt, nein. Aber das ist gut so.«

»Aber ich muss ja schon irgendwie deinen Erwartungen entsprechen, weil du dich auf dem Parkplatz an mich rangemacht hast.«

Er verzieht gequält das Gesicht. Dann nimmt er sich ein paar Jalapeños. Er isst sie pur, und steckt sie gleich in den Mund.

»Was?« Ich ziehe die Augenbrauen hoch.

Tapfer kaut er auf den Jalapeños herum. Sie sehen aus, als kämen sie aus einem Glas, und die Flüssigkeit läuft ihm über die Finger. Er zuckt ein bisschen zusammen, als ein Tropfen auf einen Kratzer an seiner rechten Hand fällt.

»Komm schon, sag's mir«, dränge ich. »Woher hast du gewusst, dass ich es bin?«

Er blickt hoch und sagt: »Ich möchte dich nicht kränken.«

»Echt nicht?«, erwidere ich, schroffer als beabsichtigt. Ich schlürfe laut meinen Milchshake, um die Stimmung etwas zu lockern. Ich will nicht, dass er mich für streng hält. Jedenfalls jetzt noch nicht. Wenn er denkt, ich bin zu streng, dann nimmt er womöglich lieber ein anderes depressives Monster und nicht mich.

Er holt die Samen aus einer der Schoten und legt sie sich auf die Zunge. Als er sie hinunterschluckt, verzieht er keine Miene, obwohl sie bestimmt brennen wie verrückt. Schließlich sagt er: »Du siehst so aus, als woll-

test du sterben. Du siehst echt verdammt unglücklich aus.«

Er starrt mich an, und ich erwidere stur seinen Blick. Der arme Junge windet sich auf der Bank, dann schaut er auf seine weißen Sneaker, senkt den Kopf ganz tief und presst das Kinn gegen die Brust, so dass ich die Sommersprossen auf seinem Nacken sehen kann. Und dass seine Haut ganz gerötet ist.

Ich brauche einen Moment, um zu kapieren, was er gesagt hat, dann fange ich laut an zu lachen. Vom Lachen tut mir der Hals weh, und ich trinke schnell noch einen Schluck von meinem Shake.

Er mustert mich mit hochgezogenen Brauen. »Ich bin unmöglich, stimmt's?«

Ich schüttele den Kopf. »Du bist ehrlich. Das gefällt mir. Und jetzt weißt du, dass ich keine Niete bin.«